

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 226.

Freitag, 19. August

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Theo hatte die Argernis erregende Drucksache in der Hand. „Du hast bereits gelesen?“ sagte er liebenswürdig.

„Bereits!“ stieß Ulrich Brandenburg grimmig hervor. Er lehnte sich in den Sessel zurück. Er wollte die Geschichte mit Gemütsruhe erledigen. Er begann auch ziemlich ruhig: „Sag' mal, Theo, soviel ich weiß, beschäftigst du dich außer mit Sport auch hin und wieder in meinem Verlag?“

Theos Gesicht zeigte entwaffnende Freundlichkeit: „Ja, hin und wieder“, gab er gelassen zu. „Aber das ist nicht meine Schuld, sondern deine. Du stellst mich ja immer nur vor undankbare Aufgaben — leider.“

„Ha! Das ist großartig! Jetzt machst du mir auch noch Vorwürfe! Angriff ist die beste Verteidigung, was?“ Er beugte sich vor und faltete die Hände auf dem Schreibtisch. Wieder sah es sehr gemütlich aus. „Ich will dir mal was sagen, mein guter Junge: eine undankbare Aufgabe ist der „Lebensweg“ nur, solange die Zeitschrift nicht geht. Bau sie dir auf, ich gebe die Vollmacht dazu. Mach' sie groß wie meine allergrößte und beste Zeitschrift, die technischen und geistigen Hilfsmittel dazu bietet dir der Verlag in vollem Umfange. Aber wenn du dir natürlich von der Konkurrenz den Rang ablaufen läßt, von einem Manne wie Flip Rastor . . .“

„Flip Rastor?“

„Du weißt natürlich nicht, daß er es ist, der die Idee zu dem Wettbewerb gefunden hat?“

„Säfst du sie für gut?“ lenkte Theo Brandenburg ab.

„Mein Freund — ich halte sie für ganz erskaffig. Man muß nur abwarten, wie die Ausführung läuft. In der Anlage jedenfalls scheint sie sehr gut. Und Flip Rastor hat sie gefunden.“

„Ja, Flip Rastor, den du entlassen hast.“

Ulrich Brandenburg schob die Bemerkung mit einer flüchtigen Geste beiseite. „Ich habe ihn entlassen, weil er über kurz oder lang von selbst gegangen wäre. Er paßt nicht zum Journalisten, jedenfalls nicht für die trodene Berichterstattung. Er muß ein Gebiet haben, in dem er sich austoben kann.“ — Er reckte sich auf und wechselte den Ton: „Halten wir uns an die Tatsachen. Flip Rastor hat irgendwie deine Kusine kennengelernt. Und arbeitet nun mit ihrer Hilfe gegen uns. Es ist ein bewundernswerter Schachzug, und ich erwarte von dir, daß du mit einem gleichen Schachzug antwortest.“

„Ich? — Wie stellst du dir denn das vor?“

„Deine Sache!“ versetzte Ulrich Brandenburg freundlich und kühl. Dann interessierter: „Wie stehst du eigentlich mit Offe? Persönlich, meine ich.“

Theo machte eine nichtsagende Handbewegung. „Man kommt nicht an sie heran.“

Ulrich Brandenburg sah ihn mit abwägendem Mitleid an: „Du bist ein Stümper und Ignorant. Geh bei Rastor in die Schule. Deine Aufgabe ist es, Offe von dem Wettbewerb abzuhalten.“

„Aber wie soll ich das denn anfangen? Die einzige Möglichkeit ist, daß ich mich persönlich als Bewerber an

der Verfolgung beteilige.“ Er sah nur die sportliche Seite des Wettbewerbes.

Er hätte das nicht sagen sollen. Die Gemütlichkeit Brandenburgs, die doch nur eine äußerliche war, schlug sofort um. Er fuhr auf: „Ich glaube, du bist nicht recht gescheit! Du willst dich beim Wettbewerb einer Konkurrenz beteiligen? Ja, seid ihr denn alle verrückt geworden?“ Mit Gewalt mähierte er seine Stimme und wurde kühl und sachlich: „Also, du wirst mir morgen Bericht erstatten, wie du die Sache zu regeln gedenkst. Danke!“

Theo war entlassen. Mit ratlosem Gesicht verließ er das Privatbüro. Im Vorzimmer blieb er vor Mütterlein stehen, seufzte tief auf und sagte: „Dida Lust, Mütterlein! Dida Lust! Weshen Sie sich krank!“

Ulrich Brandenburg nahm erneut seine Wanderung auf. Die Geschichte erregte ihn mehr, als ihm recht war. Er stand ihr völlig machtlos gegenüber. Er konnte weder Flip Rastors Idee kaufen, noch die „Lebensfragen“ zwingen, den Wettbewerb zu stoppen, noch konnte er Offes Teilnahme verbieten. Er konnte nicht einmal mit gleicher Münze antworten, man holte nicht einfach eine zweite ebenso gute Idee für den „Lebensweg“ aus der Luft.

In einem plötzlichen Entschluß griff er wieder nach dem Hörer und ließ sich mit der Druderei Heinrich Wohlgemuths verbinden. Er wußte zwar im Augenblick noch nicht, was er mit dem ihm wohlbekannten Kollegen sprechen wollte, aber es würde ihm schon irgend etwas einfallen. Heinrich Wohlgemuth war indessen nicht da. Brandenburg wollte schon den Hörer auflegen, als es ihm in den Sinn kam, sich mit der Schriftleitung der „Lebensfragen“ verbinden zu lassen. Es konnte nichts schaden, wenn man den Löwen brüllen hörte.

Globias meldete sich.

Und Ulrich Brandenburg sprach: „Hier Brandenburg, Dr. Ulrich Brandenburg! Guten Tag, Herr Globias. Wir kennen uns ja. Sie waren ja mal in meinem Verlag tätig. Ich habe soeben Ihre wirklich famose Reklameschrift bewundert. Leider wird sich der Ausführung dieser ausgezeichneten Idee ein Hindernis in den Weg stellen. Ich ersuche Sie, die Verteilung der Zettel mit dem Bild meiner Nichte Offe Söreland sofort einzustellen. Das weitere werden Sie dann schriftlich von mir hören. Guten Tag!“

Globias' Mund sperrte sich langsam auf. Langsam sank die Hand mit dem Hörer vom Ohr. Mit leeren Augen sah er zu Flip empor, der vor ihm auf der Schreibtischkante saß.

„Was ist denn los?“ fragte Flip, als Globias vergeblich zu sprechen versuchte.

„Ich glaube, mich trifft der Schlag“, murmelte Globias, indem er den Hörer auflegte. „Mensch . . .! Flip . . .! Brandenburg war am Apparat.“

„Was! Doktor Brandenburg? Höchste! — Hat er dir gratuliert?“

Globias nickte schwer: „Ja, er hat uns gratuliert zu deiner guten Idee.“ Noch immer war Globias ohne

Kraft. „Wir beide können uns gratulieren. Hast du eine Ahnung, wer deine Ose Söreland eigentlich ist?“

„Freilich: eine Amerikanerin, jung, hübsch, reich!“

„Salt's Maul!“ sagte Globias dumpf. „Sie ist die Nichte von Doktor Brandenburg.“

Flip starrte Globias an.

Flip schüttelte in fassungslosem Staunen den Kopf. Er hielt die Hand in die Luft wie ein Zauberer, der einen unsichtbaren Gegenstand greifen will. Plötzlich auf. Und frohlockte: „Globus . . . ! Menschenskind . . . ! Das kann unser Glück sein!“

Globus brummte: „Es kann. Aber es muß nicht.“

6.

Flip und Globias hatten sich von ihrem ersten Staunen erholt. Aber während sich Globias zunächst noch seiner Unruhe überließ, empfand Flip bereits eine fröhliche Genugtuung, daß es die Nichte Dr. Ulrich Brandenburgs selbst war, die mithelfen sollte, die „Lebensfragen“ aufzubauen. Dann allerdings tauchte sehr rasch die Vermutung auf, Ose könne mit ihm ein falsches Spiel treiben und dem Wettbewerb im letzten Augenblick noch untreu werden. Dagegen sprach wieder, daß sie selbst eine nicht unbeträchtliche Summe zur Durchführung gegeben hatte.

Er beschloß, sich sofort Gewißheit zu verschaffen. Er läutete das Haus an der Heerstraße an, sprach mit Grietje und fragte sie, ob sie wisse, daß Ose Söreland die Nichte Dr. Brandenburgs sei.

Freilich wisse sie das. Das habe ihr Ose schon anvertraut, als sie zum erstenmal ohne Flip zusammengekommen seien.

„Ja, zum Teufel, warum habt ihr mich denn nicht eingeweiht?“

„Das errätst du nicht? Ose hat befürchtet, du würdest nicht mitmachen, wenn sie dir sagt, daß sie mit den Brandenburgs zusammenhängt. Sie hatte Angst, du würdest dann eine andere zu deinem Wettbewerb nehmen.“

Flip atmete erleichtert auf. „Wohnt Ose bei Doktor Brandenburg?“ fragte er.

„Ja. Und das Komische ist, daß du damals, als sie dich nach Babelsberg entführte, vor Brandenburgs Besitzung gelandet bist, ohne eine Ahnung davon zu haben.“

„Das ist allerdings komisch. Vielen Dank, Grietje, und auf Wiedersehen!“

Gleich hinterher ließ er sich mit Babelsberg verbinden. Es dauerte lange, bis die Verbindung kam. Flip trommelte mit allen zehn Fingern einen Marsch auf dem Schreibtisch. „Besetzt! — Besetzt! — Besetzt!“ sagte Hanna Hederich immer wieder.

Endlich war Ose am Apparat.

„Sie führen wohl Dauergespräche, Ose Söreland?“ begann Flip. „Gasse dich kurz!“

„Das lege ich denen, die mich seit zwei Stunden ununterbrochen anläuten, ebenfalls nahe. Jetzt fehlen von meinen Anbetern nur noch wenige, die sich noch nicht nach dem Wettbewerb erkundigt haben. Alle schwören höchste Eide, daß sie mich mit List und Hartnäckigkeit verfolgen werden.“

„Und Ihr Onkel? Und Theo Brandenburg? Was sagen die?“ fragte Flip bedeutsam.

„Also, haben Sie es endlich erfahren?“

„Natürlich, da ich Sie doch bei Brandenburgs anläute . . . Nun weiß ich auch, warum Sie immer so geheimnisvoll taten mit diesen Verwandten, bei denen Sie wohnen.“

„Und?“

„Was und?“

„Wie nehmen Sie die Sache auf?“

„Ich bin natürlich begeistert.“

„Gott sei Dank! Ich hatte schon Angst.“

„Sie bleiben also wirklich dabei?“

„Auf Biegen oder Brechen, Flip Rastor!“

„Ose Söreland . . . !“ sagte Flip ganz tief mit bebender Stimme.

„Was denn?“

„Ich glaube, wenn ich Sie jetzt hier hätte, so würde ich Sie küssen müssen.“ Langsam, halblaut und sehr mit dem Herzen sagte Flip das.

Ein Schweigen, ein langes Schweigen, das auf vieles schließen ließ. Dann klang es zurück: „Wie gut, daß einige Kilometer Landstraße zwischen uns liegen!“

„Wir werden sie ausradieren!“ versetzte Flip lebhaft. Er hatte auf einmal ein unbändiges Verlangen, Ose zu sehen. „Wir werden sie mit dem Gummi unserer Autoreifen ausradieren, Ose, ja? Ich steige hier in fünf Minuten in mein Auto. Tun Sie dasselbe dort. Sie haben doch Zeit?“

„Ja.“

„Schön. Wir treffen uns am Bahnhof Wannsee. Ciderstanden?“

„Ja.“

Sie hängten ein. Flip wandte sich Globias zu. Er sah um einen Zoll größer aus, so stark und froh fühlte er sich. „Alles in Ordnung, mein Junge!“ rief er vergnügt. „Nur immer Kopf hoch und Hintern in'n Sattel! Schenkel ran, Schenkel ran — laß ihn laufen, was er kann! Adios! Ich muß unser Mädel sehen! Servus, Dicker!“ Im Vorbeigehen fuhr er zärtlich über den Eisenbeinmond.

Drunten, vor dem Tore des Bürogebäudes, stand Flips winziger Zweifler. Er hatte ihn durch Sciajolas Vermittlung ganz billig bekommen. — Sciajola übrigens hatte sich sofort bereit erklärt, die Fälschin der „Lebensfragen“ durch Deutschland zu steuern. Er hatte in der in Frage kommenden Zeit zufällig kein Rennen.

Vor dem Tor traf Flip mit Theo Brandenburg zusammen. „Halloh!“ riefen sie beide, traten zurück und erkannten sich. Beide hatten sich häufiger bei gesellschaftlichen oder sportlichen Veranstaltungen getroffen als in den Gängen und Geschäftsräumen des Verlages Brandenburg.

„Sieh mal an, Flip Rastor!“

„Brandenburg junior höchstselbst!“

Beiderseits klang diese Begrüßung etwas spitz und gezwungen. Man wußte ja, man stand sich jetzt als Gegner gegenüber. Dann gaben sie sich doch die Hand, und beide hatten dabei das Empfinden, daß man diese Sache wie ein sportliches Treffen auf anständiger Basis austragen müsse.

„Ich wollte eben gerade zu Ihnen“, begann Theo Brandenburg.

„Dachte ich mir so ungefähr. Wegen des Wettbewerbes?“

„Ja. Haben Sie Zeit?“

„Nicht viel. Eine Minute. Ich habe nämlich . . . ich kann es Ihnen ja ruhig jetzt sagen — übrigens weiß ich selbst erst seit einer Viertelstunde, daß sie mit Ihnen verwandt ist — ich habe Ihrer Kusine versprochen, in fünf Minuten in den Wagen zu steigen, um mich mit ihr in Wannsee zu treffen.“

„Sie treffen sich mit Ose Söreland?“

„Ich treffe mich mit Ose Söreland!“

Sie sahen sich an. Plötzlich lachte Flip belustigt auf. „Komisch, daß wir beide Ose Söreland sagen und nicht Fräulein Söreland oder meine Kusine oder so was. Wissen Sie, woher das kommt? Das kommt . . . Kommen Sie mit an meinen Wagen, ich habe wirklich wenig Zeit . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Uff dr Galerie.

In dr Ober uff dr Galerie
Hockt so manches gimftliche Schenie,
Weil, bevor ä Ginstler wärd entdäckt,
Meerschtens nich viel Guld im Beitel schtääkt.

n so wächst in aller Schtülle ran
us ä Jingling ä beriehmter Mann,
Dän dann schbäter alle Blätter lohn.
Alles Gude gomme ooch hier von ohm.

Eene Voigt.

Der verfolgte Andreas.

Geschichte aus dem Walde von Gustav Reuter.

Das ist eine Geschichte, die man mit einem weinenden und einem lachenden Augen lesen muß, falls sich diese allgemeine Bedensart wirklich ausführen läßt. Ich kann es nicht, und auch Andreas Staudacher konnte es nicht.

Denn fürs erste konnte er nicht lesen und fürs zweite konnte er wieder lachen noch weinen. Jumindest hat ihn nie jemand bei einer dieser beiden Beschäftigungen gesehen. Man sah ihn überhaupt selten. Er war Holzknecht, und diese Art von Menschen gehört nicht in das Bild einer Stadt oder eines Dorfes. Das war gut für Andreas, denn in der Vielheit einer menschlichen Siedlung hätte er es nicht ausgehalten und wäre längst ins Irrenhaus gewandert.

Andreas Staudacher hatte im Kriege einen Kopfschuß erwischt. Und als er nach Narose und Operation wieder aufwachte, war an ihm nichts verändert. Er war der geblieben, der er gewesen war und wurde es wieder: Holzknecht im Dreitagewald, der den Namen von seiner ungeheuren Ausdehnung hatte.

Drei Tage durch den großen Wald und in seiner Mitte stand die Jagdhütte. In dieser durfte der Holzknecht Andreas nicht schlafen. Das ist nun einmal im Leben so eingerichtet, daß Jagdherrn und Förster es nicht gerne haben, wenn Holzknechte in ihren Betten ruhen. Aber unter dem Dach der Hütte war ein kleines Gelaß, in diesem schlief Andreas Staudacher. Wie eben Menschen der weltfernstesten Einsamkeit schlafen: eine Lage kleiner, dichtbenadelter Fichtenäste ist weicher als Daunensfühl, wenn man müde ist, ein grobhaariger Kopsen deckt den Körper, und das Kissen ist auch ein Bündel Fichtenäste.

Andreas Staudacher scheute die menschenwimmelnde Taltiefe. Denn er fürchtete sich. Jawohl, Andreas, der das ganze Jahr einsam im wilden Wald lebte, hatte Angst. Nicht vor Gespenstern, sondern vor Menschen. Das war ihm von dem Kopfschuß geblieben: ein beengendes, bedrückendes Gefühl, verfolgt zu werden.

Wanderer gingen durch den Wald und boten dem stillen, ersten Holzknecht einen guten Morgen. Und eine Viertelstunde nach dem Fremden kam der Förster, der einzige Mensch, dem Andreas sein Herz ausschütten konnte und der zum Glück so klug war, den Mann nicht auszulachen, sondern ihm ernsthaft seinen Irrtum beweisen wollte. — „Die Leute, die da vorbeigegangen sind — meine Schmalzbüchse haben sie fehlen wollen. Nicht zu glauben, wie schlecht die Menschen sind!“

„Aber Andreas, was sollten die Städter mit deiner alten, schmierigen Schmalzbüchse? Die haben feinere Jungen.“

„Es ist, wie ich sage. Der eine, ein großer Blonder, ist ganz verdächtig auf die Seite gegangen, wo ich mein Zeug liegen hab'. Hätte ich nicht scharf hingelugt, so hätte' er die Büchse gegrast.“

Daran war nichts zu ändern, der Andreas ließ es sich nicht ausreden. Und was das Schlimmste war: in der grenzenlosen Einsamkeit seines Waldlebens grübelte er über alles nach, was ihm begegnete, zerquälte seinen armen Kopf mit tausend Fragen.

Warum ist der Stadtherr so bodenlos schlecht, daß er einem armen Holzer die Schmalzbüchse nehmen will?

„Du solltest über Sonntag ins Dorf unter Leute“, meinte der Förster.

„Ja, daß mich der Hülcher Rag totschlägt!“

„Der Hülcher dich totschlägt?“

„Ich hab' ihn einmal einen Schafskopf genannt, seitdem denkt er an Nacht.“

Und dann wieder, nach einigen Tagen: „Herr Förster, jetzt halt' ich's nicht mehr aus. Jetzt kommen sie schon aus dem Dorf herauf zu mir, um mich zu tragen. Die ganze Nacht keine Ruh'! Wenn ich eingeschlafen bin, klettern sie an der Hüttenwand empor und zupfen mich an den Haaren.“

„Wer denn, Andreas, wer?“

„Die Burschen vom Dorf, die mögen mich nicht, Steine werfen sie auf das Hüttendach, und auslachen tun sie mich.“

„Ist ein Unsinn, Andreas. Die werden doch nicht den weiten Weg durch den stockfinsternen Wald machen, nur um dich zu ärgern. Deine Einbildungen kommen wahrscheinlich vom schlechten Lager. Ich habe nachgesehen — die Fichtenäste sind schon ganz dürr und hart. Mußt dir neue schneiden.“

„Ist eh wahr“, meinte der Andreas, und als er zur Nachtruhe ging, warf er die alten, verdorrten Äste hinaus und bettete sich weich auf herbbuftendem, frisch bereitetem Lager.

„Wie gut man schlafen könnte“, seufzte er, „wenn nicht die Burschen wären, die mißrathigen Burschen.“

Da waren sie schon wieder. Andreas meinte, ihr Gelächter und Geflüster zu hören, vernahm Prasseln von kleinen Steinen auf das Dach und fühlte durch die Dunkelheit Hände nahen, die ihn am Haar zupfen wollten.

Er fuhr auf, schrie in den Wald hinaus, warf wütend seine Hade aus der Bodenkule in die Finsternis. Nichts rührte sich, nur ein Raufschrei und auf der nahen Lichtung schredte ein Tod vor der Menschenstimme.

Andreas legte sich wieder auf seine Fichtenäste, lag lange

und horchte. Jetzt war es still geworden, jetzt konnte er schlafen. Er wollte sich etwas zurechttruden — da geschah das Unerklärliche, nun hielt ihn wirklich jemand am Haar fest. Er wollte sich losreißen, da zog jemand an den Ästen, auf denen er lag. — Ganz still hielt sich der Andreas Staudacher und wagte kaum zu atmen. Nach langer Zeit versuchte er von neuem, den Kopf zu bewegen, und wieder riß ihn eine unsichtbare Kraft an den Haaren nieder, daß ihm die Kopfhaut schmerzte.

Was war das? Andreas begann sich zu fürchten, diesmal wirklich zu fürchten. Er hätte jetzt seine lombadene Saduhr und das Messer mit dem Hirschhorngriff ohne jedes Bedenken dafür gegeben, wenn die Dorfburschen in der Nähe gewesen wären, um ihn zu tragen. Aber sie waren nicht da, waren nie dagewesen. Das empfand er in diesen Augenblicken, da ihn tatsächlich ein geheimnisvolles Etwas an den Haaren zupfte und festhielt. Er lag die ganze, lange Nacht, ohne sich zu rühren, hinter ihm lauerte das Gespenst und hielt seine Haare fest. Vielleicht wären andere Menschen in dieser Lage verrückt geworden. Andreas, der sich verfolgt, immer verfolgt wähnte, wachte durch diese Nacht, schweißtriefend und Stohgebete murrend, in eine gesunde Wirklichkeit hinüber.

Als der Tag durch die Bodenkule leuchtete, guckte sich Andreas vorsichtig um, versuchte den Kopf zu heben, der noch immer festgehalten wurde. Kein Mensch war außer ihm in dem Raum. Und als der erste Sonnenstrahl durch die Dachjungen flimmerte, faßte sich Andreas ein Herz und griff nach rückwärts. Die Hand stieß in die Fichtenäste. Und der größte derselben hatte eine wundete Stelle, aus der Harz troff — an diesem Harzsteden war der Kopf des Andreas festgeklebt gewesen. Hatte sich der Mann bewegt, dann war auch der Ast in die Höhe gezogen worden, so daß Andreas geglaubt hatte, das Lager werde ihm unter dem Körper fortgezogen.

Er löste mit großer Mühe das Haar vom Harz. Aber da er ein bedachtamer Mann war, warf er den Ast nicht kurzerhand fort, sondern besah ihn gründlich. Da war der graugelbe Harzpaßen, in ihm etliche ausgerissene Haare vom Schädel des Andreas. Und wegen dieses Dinges hatte er sich die ganze Nacht gefürchtet. Auf wie vielen anderen Harzsteden war er noch gelegen, auf Lächerlichkeiten, und hatte gedacht, daß es das Schicksal sei, das ihn festhalte.

Am nächsten Sonntag saß Andreas im Dorfvirtshaus unter den Burschen, trank sein Bier und war still, wortkarg wie stets. Aber immerhin: er sah hier. Und der Hülcher Rag saß neben ihm und dachte gar nicht ans Totstechen, sondern freute sich. Erzählte von sich und seinem Leben: „Ja, mein Lieber, schwer hat man's, schwer. Ich hab' grad jetzt eine böse Geschichte, einen Grenzstreit, der mich keine Nacht schlafen läßt.“

„Wird ein Harzsteden sein, nur ein Harzsteden“, sagte Andreas ruhig und lächelte.

Der Hülcher sah ihn erstaunt von der Seite an und dachte daran, daß der arme Holzknecht seit jenem Kopfschuß spinne. Aber Andreas Staudacher war nie so hell bei Verstand gewesen wie heut.

Kurze Fabeln.

Von Albert Reinde.

Die Vögel des Waldes waren empört darüber, daß ihnen der Ruckel seine Eier immer in ihre Nester legte.

„Welche Unverschämtheit!“ riefen sie einmütig, „uns die Arbeit des Brütens zu überlassen und selbst dem Vergnügen nachzugehen und das Leben zu genießen!“

Sie suchten die weiße Gule auf, die das Richteramt versah, und brachten ihre Beschwerden in beweglichen Worten vor.

Die Gule hörte in Ruhe die Klagen an und sagte lakonisch: „Ihr selber seid schuld an diesem Ubel. Paßt in Zukunft besser auf!“

Die Vögel schwuren, den Rat zu befolgen und fortan mehr auf ihre Hut zu sein. Trotzdem lassen sie sich vom Ruckel immer wieder überlisten und sorgen so noch heute dafür, daß dieser „Schieber“ unter ihnen nicht ausstirbt.

Ein Papagei trug einem Raben die Worte vor, die er von den Menschen im Laufe der Zeit gelernt hatte.

„Viel ist es eigentlich nicht, was du kannst“, sagte der Rabe nachdenklich, denn ich weiß, daß die Sprache der Menschen sehr viele Worte umfaßt.“

„Tor, der du bist“, antwortete der Papagei tief getränkt, „das übrige ist eben alles Unsinn!“

„In deiner Einbildung!“ spottete der Rabe.

„Durchaus nicht!“ ereiferte sich der Papagei. „Viel Worte machen nur die Narren!“

„Ich möchte wirklich gern wissen“, fragte die Butterblume voller Reid das Weisken, „wie du es anstellst, daß

